Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 10 (1928)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tit. Schweiz. Landes-
bibliothek Bern

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp., Ausland 40 Rp. Reklamen Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.- per Zeile. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und Inseraten-Annahme: Ovag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 2 — **Zürich, 13. Januar 1928** — **X. Jahrgang**

Wochenchronik.

Schweiz.

Der Bundesrat hat in der Getreidefrage neue Vorschläge beschlossen, zu denen das Parlament in rascher Weise Stellung nehmen wird, so daß das Volk voraussichtlich auf Anfang 1929 einen Entscheid in der wichtigen Angelegenheit treffen kann.

Die vorliegende Getreideinitiative lehnt der Bundesrat ab, da sie weder inhaltlich noch formell eine einwandfreie Lösung des Getreideproblems auf monopolfreier Grundlage sichert. Was er dafür bietet, ist ein Gegenvorschlag auf der Basis des von der Organisation der Müller vorgeschlagenen monopolfreien Projektes. Hinsichtlich der Frage, was geschehen soll, bis die neue Verfassungsvorlage in Kraft treten kann, nimmt der Bundesrat den Standpunkt ein, daß der jetzige Zustand mit der Monopolordnung bis zum 30. Juni 1929 zu verlängern sei, d. h. gerade so lange, als dem Bauernstande die Vorteile der zur Zeit geltenden Ordnung zugesichert sind. Noch unentschieden ist es, ob den eidgenössischen Räten auch eine provisorische monopolfreie Lösung unterbreitet werden soll, diese letztere allerdings ohne Empfehlung des Bundesrates. Bundesrat Schultheß, dessen Name mit der Getreideversorgung in der Oeffentlichkeit allzu eng verknüpft wurde, ist des Treibens müde. Die Angriffe, die er zu erleiden hatte, gingen weit über das Maß sachlicher Kritik hinaus; es ist daher begreiflich, daß er den Bundesrat mit aller Entschiedenheit ersuchte, ihn von der weitern Behandlung der Getreidevorlagen zu entbinden. Dieselben werden nun dem Parlamente von den Herren Scheurer und Musy unterbreitet werden.

In Frauenfeld starb am 8. Januar Ständerat Rudolf Huber, Verleger und Chefredakteur der Thurgauer Zeitung, ein Politiker von großem Weitblick und ungewöhnlicher Selbständigkeit des Urteils. Er gehörte dem linken Flügel der freisinnig-demokratischen Partei an, doch war er kein Mann, der sich auf Parteiparolen festnageln ließ. Zu jeder bedeutenden politischen Frage nahm er unvoreingenommen Stellung; seine Art wirkte sich in der Thurgauer Zeitung erfrischend und belebend aus und erwarb Redaktion und Blatt allgemeine Achtung. Als Mensch war Ständerat Rudolf Huber ungemein sympathisch durch seine große Bescheidenheit, sein feines, kluges, freundliches Wesen. Manche schweizerische Schriftstellerinnen haben in ihm einen wohlwollenden Verleger verloren.

Ausland.

Rußland liefert den Beweis, daß durch Revolution und ein neues politisches System, sei es auch das radikalste der Welt, der Kulturzustand eines Staates nicht umgekrempelt werden kann. Mit den nämlichen Methoden, die von der zaristischen Regierung zur Beseitigung ihrer Gegner angewendet wurden, geht nun auch die bolschewistische vor: sie verschickt die ihr unbequem gewordenen Väter der Revolution Trotzki, Radek, Sinowjew und dreißig andere nach Sibirien in gleicher Weise, wie man einst die Nihilisten und die des Nihilismus Verdächtigten im zaristischen Reiche verschickte. Die berüchtigte Katorga lebt weiter.

Die Tschechoslovakei schickt sich an, ihr zehnjähriges Bestehen in einer Weise zu feiern, die dem Geiste des Völkerbundes entspricht. Im Jubiläumsjahr 1928 soll der innere Friede der Republik gewährleistet werden durch eine von der Regierung vorgeschlagene Koalition aller Parteien. Was der hervorragende tschechoslovakische Völkerbundsvertreter in Genf, Außenminister Benesch, erstrebt, das möchte die Regierung im eigenen Lande verwirklichen.

Nordamerikas Antikriegspakt-Politik steht im krassen Gegensatz zu seinem Verhalten gegenüber Nicaragua, das mit Militärgewalt zu einem Vasallenstaat der Union herabgedrückt werden soll. Nun hat die argentinische Vereinigung für den Völkerbund mit anerkennenswertem Mute Protest erhoben, indem sie die Regierung Nordamerikas ersucht, die militärischen Operationen gegen Nicaragua einzustellen und einer neutralen Kommission zuzustimmen, welche die Schlichtung der zwischen beiden Staaten bestehenden Streitigkeiten herbeizuführen hätte ohne die Unabhängigkeit Nicaraguas anzutasten.

J. M.

Sprechende Zahlen über Schweizerfrauen.

Der pathetische Schauspieler, der beredte Advokat und der temperamentvolle Redner überzeugen die Zuhörerschaft durch den Fluß ihrer Rede oft so, daß jede Kritik einschläft und nur ein einziger donnernder Applaus Zeichen der einheitlichen Zustimmung bildet. Wie anders wirkt die stille Sprache der Statistik, die nüchterne Wucht nackter Zahlen! Mit schlichter Wahrhaftigkeit verkörpern sie Tatsachen und ohne Kunst und ohne Kunstmittel wirken sie auf uns ein.

Die schweizerische Volkszählung von 1920 birgt ein reiches Material, das für uns Frauen manches enthält, was uns besonders interessieren muß. Die sozialstatistischen Mitteilungen des eidgenössischen Arbeitsamtes bereichern allmonatlich mit treuer Genauigkeit die vorhandene Uebersicht über Tatsachen des täglichen Lebens. Wir finden dort folgende Feststellungen.

Wir Frauen (d. h. Frauen und Mädchen) bilden heute die Mehrheit in der Schweiz, denn wir stellen zwei Millionen Köpfe, die Männer (Männer und Knaben) nur $1^4/_5$ Millionen. Im allgemeinen trifft es in der Schweiz auf tausend Einwohner 518 Frauen, in den Städten sogar 544.

Die Frauenmehrheit im Lande kommt mit 140 000 Personen genau der Einwohnerzahl von ganz Basel-Stadt gleich. Kein Wunder, daß die Heiratsmöglichkeiten für Frauen in der Schweiz ungünstig sind und das Durchschnittsheiratsalter hoch ist. Auf 1000 Einwohner der Schweiz sind nur 345 verheiratet, d. h. 1 337 000 Personen. Ledig sind 2 281 000, verwitwet 234 000 und geschieden 27 000 Personen. Die Zahl der geschiedenen Frauen ist mit 17 000 etwa $1^3/_5$ mal so groß wie die der geschiedenen Männer. Die der Witwen mit 169 400 ca. $2^2/_3$ mal so groß wie die der Witwer. Die Zahlen verraten uns auch, daß Witwer und geschiedene Männer lieber wie Witwen und geschiedene Frauen unter das „Joch der Ehe" zurückkehren. Diese Tatsache und der schon erwähnte Frauenüberschuß im Lande erklären ohne weiteres, daß viele Tausende von Töchtern, Witwen und geschiedenen Frauen ohne versorgungspflichtigen Ehemann bleiben und, wo die ökonomischen Verhältnisse oder Neigung sie dazu veranlassen, einen beruflichen Wirkungskreis suchen.

So kommt es, daß unter den 1 815 000 Personen, welche in der Schweiz ihren Unterhalt erwerben, 550 000 Frauen stehen. In welchen Arbeitsgebieten wirkt diese Summe von Frauenkraft sich aus? Welchen Altersklassen gehören diese Frauen an? Stehen sie in selbständiger oder abhängiger Berufsstellung? Und welche volkswirtschaftliche Bedeutung kommt zahlenmäßig den Hausfrauen zu?

Die Zahl der hauswirtschaftlich tätigen Personen in der Schweiz beträgt rund 700 000. Die Zahl der häuslichen Dienstboten belief sich 1920 im ganzen auf 93 000, d. h. auf 24 pro Tausend der Gesamtbevölkerung.

Bei der Gewinnung der Naturerzeugnisse, im Gartenbau und in der Landwirtschaft arbeiten nicht weniger als 97 000 Frauen. Doch noch erheblich größer ist ihre Zahl bei den der Veredelung von Natur- und Arbeitserzeugnissen gewidmeten Arbeiten. So wirken bei der Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln gegen 20 000 Frauen, im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe über 105 000, bei der Herstellung von Gespinsten und Geweben 89 000, in der Metallindustrie gegen 37 000 und im graphischen Gewerbe gegen 5000. Im Handel, im Bank- und Versicherungswesen arbeiten nicht weniger als 48 000 Frauen, im Wirtschaftsgewerbe, mit Kostgeberei und Zimmer vermieten suchen 50 000 ihr Auskommen. In den öffentlichen Verkehrsanstalten sind neben 76 000 Männern nur 7000 Frauen, in der öffentlichen Verwaltung neben 26 000 männlichen Beamten und Angestellten, nur 2300 weibliche Arbeitskräfte angestellt. In der Advokatur- und Interessenvertretung wirken 2000 Frauen, allerdings meist in ungeordneter Stellung mit. In der Gesundheits- und Krankenpflege sind 8600 Frauen beschäftigt. In den freien Berufen beträgt die Zahl der Frauen bei 6500 männlichen Kollegen nur knapp 2000, in den Künsten bei 6500 Männern nur 1600 Frauen. In Unterricht und Erziehung betätigen sich etwa halb so viel Frauen wie Männer, nämlich 15 000 Frauen. In Anstalten mit Internat arbeiten 19 000 Frauen. Nicht beruflich, sondern als Rentner oder Pensionierte selbständig sind 48 000 Frauen in der Schweiz.

In vielen Berufsgruppen hat die Frau große Schwierigkeiten zu überwinden, um sich dort neben dem Manne durchzusetzen und vielfach kann sie dies nur tun, indem sie, um überhaupt anzukommen und ihren Unterhalt erwerben zu können, mit niedrigeren Löhnen Vorlieb nimmt. Die sozialstatistischen Mitteilungen (Heft 5 und 6/1927) enthalten Lohnerhebungen der schweizerischen Arbeitgeberverbände von 1926 und 1927. Wir lesen da, daß z. B. in der Feinkeramik-Industrie Ende 1926 einem Berufsarbeiter ein durchschnittlicher Stundenverdienst von 143 Rp., einem ungelernten Arbeiter ein solcher von 110 Rp. und Arbeiterinnen, ob gelernt oder ungelernt, ein Stundenlohn von nur 72 Rp. zuteil wurde. In der Schokoladeindustrie erhielt im Februar 1927 der gelernte Arbeiter in der Stunde durchschnittlich 156 Rp., der ungelernte Arbeiter 132 Rp. und die Frau, ob gelernt oder ungelernt, 88 Rp. In der Seidenbandfabrikation zahlte man im Mai 1927 dem erwachsenen Arbeiter 110 Rp. durchschnittlichen Stundenlohn, der erwachsenen Arbeiterin aber nur 89 Rp. In der Seidenhilfsindustrie ist der normale Durchschnitts-Stundenverdienst eines gelernten Arbeiters 174 Rp., einer gelernten Arbeiterin 83 Rp.

Trotz aller Schwierigkeiten vermochte die Frau doch in einigen Berufsgebieten die Hälfte oder die Mehrheit aller Arbeitskräfte zu stellen. In der Damenschneiderei zählt die Frau von 1000 Berufsausübenden je 984, nämlich in der Näherei und Wäschekonfektion, in der Wäscherei und Glätterei. Ueberwiegende Mehrheit bilden die Frauen auch in der Seidenstoffweberei, in der Baumwollspinnerei und Zwirnerei, in der Baumwollweberei, in der Wirkerei, Strickerei, Seidenbandweberei, in der Tabakbearbeitung, in der Schokoladeindustrie, in der Strohflechterei, Wollindustrie und Papierverarbeitung, Korsettnäherei und Stickerei. Bei der Herstellung elektrischer Apparate sind ⅓, in der Buchdruckerei ¼ und in der Eisengießerei und Maschinenbau $^1/_{26}$ aller Arbeitskräfte Frauen. Eine namhafte Anzahl Frauen beschäftigt sich in der Herrenschneiderei, nämlich ca. 5000, als Modistinnen 4000 und in der Haarpflege 2000.

Von je 1000 erwerbstätigen Personen in der Schweiz sind 319 weiblichen Geschlechts. Von den ca. 550 000 Berufsfrauen arbeiten aber nur etwa 107 000 selbständig, davon sind

---

Feuilleton.

Der Wunderdoktor.

Eine Kleinstadtgeschichte v. Carl Friedrich Wiegand.

1.

In einer österreichischen Kreishauptstadt, deren verwitterte Stadtmauern ein hochgelegenes Schloß, ein Amtsgericht, drei Kirchen und eine Realschule als besondere Kulturstätten umschlossen, gingen drei ältere Aerzte ihrem Beruf nach, drei nach Herkunft und Temperament sehr verschiedene Menschen, die aber gut miteinander auskamen, weil sie in der Vertretung ihrer Standesinteressen gleiche Ziele verfolgten.

Sie saßen am Biertisch und in den Vereinsvorständen freundschaftlich zusammen, sie zogen einander zu Rate, nahmen sich bei beruflichem Pech wechselseitig in Schutz und übten bei schwierigen Krankheitsfällen ihre Kunst zu dritt aus.

Dieses schöne Einvernehmen entsprang aber nicht etwa einer besondern Tüchtigkeit, sondern viel eher der Einsicht, daß sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen hatten, falls die Kranken, die sie behandelten, eines Tages wider Erwarten gesund wurden.

Die Möglichkeit einer Dauer dieser ärztlichen Dreieinigkeit war dadurch gegeben, daß keiner in Gegenwart der Bürger sich Blößen gab, keiner auf strittige Gebiete der Heilkunde in der Unterhaltung sich einließ oder gar durch Besserwisserei einen Kollegen hineinzulegen suchte.

Medizinische Fragen, wie sie von Laien zuweilen am Biertisch aufgeworfen werden, galten für erledigt, wenn einer der Aerzte in der Form einer Belehrung sie beantwortet hatte. Die Unabänderlichkeit dieser sachgemäßen Auskünfte ließ kein Wenn und Aber zu, und die nachsichtigen und verzeihenden Blicke, die unsere drei dabei verständnisinnig tauschten, errichteten eine Schranke der Unnahbarkeit, einen Turm der Achtung, an dem man schweigend emporblickte.

Die Harmonie unserer Medizinmänner erlitt auch durch die schöne Gewohnheit, gleichlautende Honoratarsätze zu verwenden, keine Störung, und da überdies in genauer Arbeitsteilung jeder sein eigenes Feld bebaute und behauptete, konnten sie schalten und walten, wie sie wollten, so daß die guten Bürger gezwungen waren, in die Mechanik dieses Uebereinkommens sich zu fügen; und sie taten es als fromme Leute, die vom Himmel mehr erwarteten als von der Gelehrsamkeit der Menschen.

Das wurde jedoch anders, als an der Apotheke, einem langgestreckten Doppelhaus, eines Morgens ein neues Porzellanschild und ein neuer Name prangte. Ein Herr Müller war zugezogen. Auf seinem Schild stand schlicht sein Name und darunter der Titel „Arzt". Und weiter nichts.

Herr Müller, Arzt, war eine rätselhafte Figur, rätselhaft wie dieser simple Titel, der unter dem Namen Müller stand; rätselhaft, weil alles ganz Einfache den Wundergläubigen zu raten aufgibt, und die Bewohner unseres Städtchens freuten sich schon lange auf ein Wunder. Der Neuankömmling, von dem nach mehreren Wochen der Geschichtenträger des Städtchens, der Apotheker, nicht einmal wußte, wo er geboren, woher er gekommen, wo er, ob er studiert hatte, ob er verheiratet sei oder nicht — der Neuankömmling hatte zuerst einen schweren Stand. Zu einem Mann, den man nicht einmal „Herr Doktor" anreden konnte, hatte kein Kranker des Städtchens ein rechtes Zutrauen, und Herr Müller kam nicht einmal den Eingesessenen entgegen . . .

Er fragte nicht, ob der Stadtverwaltung eine jüngere ärztliche Kraft genehm sei, tat nichts, seine ältern Kollegen kennen zu lernen, und unterließ auch die Besuche bei den Honoratioren, die jeder Fremdling machen mußte, der Zutritt gewinnen wollte. Müller behandelte diese Dinge als etwas Belangloses und Nebensächliches, lehnte Ermunterungen in einem vornehmen Ton ab und stellte sein Glück dem guten Augenblick anheim. Er war schweigsam und abwartend, bei gewissen Fragen undurchdringlich und ließ jede neugierige Annäherung höflich, aber bestimmt von sich abfahren.

So war es kein Wunder, daß die bessern Familien und seine Kollegen keine Notiz von ihm nahmen. Diese hatten sich übrigens, was niemand ihnen verübeln konnte, ebensowenig um Herrn Müller bemüht, wie dieser um sie. Sie warteten auf das große Ereignis, und dieses Ereignis war die Abreise Müllers; denn daß er sich nicht halten könne, war für sie eine unverrückbare Tatsache, der man kaltblütig entgegensah.

Nun wollte aber das Geschick, daß ein besonderer „Fall" unsern alten Aerzten damals schweres Kopfzerbrechen verursachte, der „Fall Tudichum".

Jakob Tudichum, ein alter, allgemein beliebter Lehrer, der seine Pension in Bescheidenheit und Gottesfurcht genoß, war vor längerer Zeit leidend geworden, ohne daß durch die Hilfe der Aerzte eine geringe Besserung seines Zustandes herbeigeführt worden wäre.

Der alte Hagestolz unter den Medizinern, Dr. Egon Lenz, der bei äußern Verletzungen, bei Infektionen und dergleichen mit Vorliebe essigsaure Tonerde und bei innern Erkrankungen in der Regel bitteres Mandelwasser verordnete, glaubte ein Darmleiden feststellen zu sollen und bekämpfte dies mit seinen beiden Mitteln, vom innen und von außen, während Dr. Bartholmay, der mittlere, — dem die Behandlung leichter Armbrüche derartige Schwierigkeiten bereitete, daß die meisten seiner Patienten später militärfrei wurden —, ein nervöses Magenleiden feststellte. Der jüngste unter den Alten, der aber auch schon die Sechzig hinter sich hatte, Dr. Zehetgruber, ein jovialer Wiener, schloß dagegen von der gelben Gesichtsfarbe des armen Tudichum auf einen Bandwurm, drang schließlich mit seiner Ansicht durch und ließ von dem Apotheker aus Farrenkrautwurzeln eine schwerflüssige Tinktur herstellen, die Jakob Tudichum mit dem größten Widerwillen seit Wochen eßlöffelweise zu sich nehmen mußte . . .

So standen die Dinge, als im Hause Tudichums in den ersten Tagen des November der Schornsteinfeger des Städtchens einkehrte, ein zornmütiger Mann, bei dem kein Lehrbub es aushielt. Er zankte mit dem Knaben, der einen Auftrag vergessen hatte, schon, als er das Haus betrat, stieg in den Keller hinab, rumorte am Rußkasten und schickte den Buben auf das Dach hinauf, wo dieser mit Kugel und Besen im Schlot hantierte.

Jakob Tudichum saß unterdessen, auf seine Ehefrau Kathinka wartend, unter Schmerzen im Lehnstuhl. Er vernahm ein Knistern, Gleiten, Raunen und Rauschen, ein geisterhaftes Geräusch in seinem Zimmer, und da er von der Gegenwart des Kaminkehrers keine Ahnung hatte, so lauschte er, seltsam ergriffen, den geheimnisvollen Stimmen.

„Jakob — Jakob!" klang es deutlich. Man rief ihn bei seinem Namen. Tudichum, der angespannt aufgehorcht hatte, raffte sich mühsam zusammen, trat, während es kalt über seinen Rücken ging, vor den Ofen und sagte mit einem Blick nach oben:

„Rede Herr, dein Knecht höret!"

Und die Stimme fuhr laut, fast zürnend fort: „Jakob, warst du schon beim Müller, dem neuen Arzt?"

„Nein, Herr!" rang es sich aus Tudichums Brust.

4000 Direktoren und leitende Beamte, 305 000 Arbeiter und Hilfsarbeiterinnen.

Wo finden wir die Schweizer-Arbeitsbienen? Von je 1000 berufstätigen Frauen arbeiten 75 in Büros, 228 in Fabriken, 188 in Werkstätten, 70 in Verkaufslokalen (davon 17 als Ladeninhaber), 34 in Wohnräumen als geistige Arbeiter, 46 als Hausindustrielle, 101 in Hotels, Restaurants und Anstalten, 19 in der Krankenpflege und 49 sonstwie in Wohnräumen. Nur 190 von 1000 Frauen üben ihren Beruf ganz oder teilweise im Freien aus.

Zum Schluß sei aber das Augenmerk auf eine erstaunliche und betrübende Tatsache hingelenkt. Wohl stellen die Altersklassen vom 15. bis 25. Altersjahre die größte Masse der Arbeitenden, nämlich rund 200 000, wohl bilden die Frauen vom 25. bis 35. Altersjahre mit 112 000 Köpfen die zweitgrößte Gruppe und die Altersklasse von 35 bis 45 Jahren stellt mit 80 000 Frauen eine der Kraft dieses Alters entsprechende Anzahl Frauen in den Erwerbskampf. Die Altersstufe von 45 bis 50, 50 bis 55, 55 bis 60 Jahren zählt je ca. etwa 35, resp. 31, resp. 28 Tausend Köpfe. Nun aber das Bedenkliche: Nicht weniger als 22 000 Frauen im Alter von 60 bis 65, nicht weniger als 14 000 Frauen im Alter von 65 bis 70 und sage und schreibe 14 000 Frauen im Alter von mehr wie 70 Jahren müssen in der Schweiz ihren Unterhalt noch erwerben!

Diese trockene Statistik spricht eine eindringliche Sprache. Sie erzählt uns in kurzen Zeichen von der Bedeutung der wirtschaftlichen Leistung der Frau in der Schweiz, von ihrem Existenzkampf, von ihren Zurücksetzungen im Wirtschaftsleben und von der Härte des Alters der erwerbstätigen Frau. Mögen die kargen Zeichen dieser amtlich festgestellten Zahlen besonders auf die Frauen fruchtbar wirken!

Dr. jur. Klara Kaiser.

Aus des Bauern Heimatwoche.

Zu dieser schon in der letzten Woche kurz erwähnten Veranstaltung wird uns noch weiter geschrieben:

Eine Tagung nicht in irgend einer Weltmetropole, nicht einmal in einer unserer Schweizerstädte und doch ein Aufmarsch von Volksgenossen gesundesten Blutes und bester Kräfte. Es werden vielleicht nur ein paar Provinzblätter Zeugnis ablegen davon, vielleicht nur in trockenem, sachlichem Ton; aber mich drängt es, sie an die große Glocke zu hängen.

Denn was ich da in ein paar Tagen der Weihnachtswoche hören und schauen durfte an einer kleinen Station der Nebenbahn einer Nebenbahn, draußen auf dem prächtigen Schloß Hünigen als Schauplatz, das hat stärker in mir nachgeklungen als alle jenen großen Ereignisse, von denen unsere großen Blätter berichten.

Man sagt unsern Bauern nach, fürnehmlich wohl dem Berner, daß er allzusehr an der nahrhaften Erde klebe, daß es ihm schwer falle, seine Augen aufzutun zu „höhern Dingen"; man sagt ihm nach, er sei nüchternen, allzu praktischen, nur aufs Handgreifliche gerichteten Sinnes, er sei schwerfällig im Denken und was nicht nach Vorteil rieche, dafür sei er nicht zu haben und die Bauernfrau auch nicht, die in der engen Alltäglichkeit aufgehe.

Und da fand nun auf Schloß Hünigen im Emmental die zweite Berner Bauern-Heimatwoche statt, wo man hinfahren mußte, Haus und Stall dahinten lassen, wo es Geld kostete, Zeit kostete, ganze Tage von früh bis spät, und wofür? Um Vorträge anzuhören, vier Tage lang. Worüber? Doch wohl darüber, wie man mehr Gewinn herauswirtschaften könne aus Stall und Boden? oder ähnliches? Kein Wort von Gewinn und Profit. Sondern darüber, was Christus gesagt hatte zu der geschäftigen Martha: Du machst dir viel Mühe und Arbeit, eins aber ist not!

Oder was war es anders, wenn Jakob Reinhard sprach zu den Jungen über „Die Bauernjugend u. ihre Ideale"? Was anders waren jene Worte von Albert Ryser, die wohl von allen in tiefer Andacht und Bewegung angehört wurden über: „Die Quellen des Glücks"? Wenn der junge Bauernsekretär und begnadete Veranstalter der Sache selber sprach über „Werktags- und Sonntagssinn im Bauernhause" oder über „Die Freude im jungen Bauernleben", Regierungsrat Joß über „Heimatliebe", Hausvater Schwarz über „Die Frau als Priesterin im Bauernhause" und noch viele anderen im selben Geist. Da saßen sie, Männer und Frauen, junge und alte, andächtig, still, wie in einer Kirche, im aufmerksamen Anstand, wie wir ihn gewissen anspruchsvollsten, schöngeistigen Frauenkreisen unserer „Großstadt" Zürich wünschen möchten.

Der zweite Tag war „Frauentag", ohne Ausschluß des männlichen Elements, das sich denn gerne auch herbeiließ. 120 Teilnehmer waren angemeldet und wurden erwartet — gegen 350 aus fern und nah, vom Oberland, Seeland und Emmental, rückten auf. Wir fragen uns: was für starke Kräfte sind da am Werk? Vor etlichen Wochen nahmen wir am zürcherischen kantonalen Frauentag teil, der mitten in unserer Stadt an einem Sonntag nach unserer Schätzung wohl nicht viel über 200 Teilnehmerinnen anzulocken vermochte, städtische Frauen, denen ein paar Stunden auswärts kein allzugroßes Ding bedeutet. Aber hier 350 Bauernfrauen in einem abgelegenen Dorf, die so schwer sich von Haus und Arbeit lösen können, und an einem hellen Werktag. In drangvoller, heißer Enge saß alles, mit Essenspausen bis abends um 10 Uhr, um zu lauschen, zu lauschen, und lauter Dinge zu hören, die kein Geld einbringen, die nicht einer praktischen Arbeitserleichterung gelten, keinen Vorteil vor die Augen spiegelten, Dinge, die vom Alltag ablenkten und auf den letzten Sinn des Tuns, auf das große Ganze gerichtet waren. Uns selbst hat seit langem nichts so tief ans Innerste gerührt, wie dieses Schauspiel miterleben zu dürfen.

Wieso das alles? Weil die Leiter dieser wundervollen Sache — die letztes Jahr mit Angst und Bangen einen ersten Versuch gemacht mit der Bauern-Heimatwoche: wenn's nur dreißig sind um einen großen Tisch herum, die wir zusammenbringen —, weil sie in sicherster, tiefster Erkenntnis dessen, was diesen erdgebundenen Menschen nottut, ihnen eben das boten, wonach sie, ohne es zu wissen, lechzen, das Brot des Lebens. Es ist nicht so — wir selber dürfen es auf Dutzenden von Abenden im Volk erfahren: es ist nicht so, daß unser „Volk" stumpf ist und unempfänglich, nicht in der Stadt und nicht auf dem Lande, nicht in der Fabrik und nicht auf dem Acker oder im Stall; nein, immer und immer wieder dürfen wir es erfahren, wie viel Sehnsucht da ist nach den lebendigen Quellen seelischen Lebens; sie kommen scharenweise, wenn sie glauben, daß ihnen das gereicht wird, wessen sie bedürfen. Aber — sie lassen sich nichts, der Augen nicht, nichts ihnen Wesensfremdes aufpropfen. Das Volk, Männer und Frauen, will verstanden sein in seinem wahren innersten Verlangen nach jenen Dingen, die nicht nur Leib und Leben dienen, sonder Gemüt und Seele. Es will es nicht nur besser haben, es will besser werden. Es will „sein Herze grünen lassen" im Sonnenschein einer idealen Lebensauffassung und -Führung, es will nicht untergehen in der Sorge für's liebe Brot und es will seine Erhebung auch nicht nur in der Kirche holen, die ihnen oft genug mit Rhetorik und schönen Worten Steine statt Brot reicht.

Aber nicht nur die Tatsache einer so gewaltigen Beteiligung von Landleuten ist es, die mir diese Tagung unvergeßlich machen wird, sondern diejenige, hier Kräfte am Werke gesehen zu haben, die die Hebung unseres Volkstums mit einer bewundernswerten Instinktsicherheit auf die richtige Weise in die Tat umsetzen. Dafür sprechen vor allem die Themata der Vorträge (je 4—5 täglich), dafür spricht noch viel deutlicher die Wahl der Redner, keine Kathedergrößen, sondern Männer und Frauen, die unser Volk, die Jungen und die Alten, kennen in alle Herzfalten hinein, die mit ihm leben und um seine Nöte und Wünsche, um sein Sehnen und Kämpfen wissen und die wissen, daß mit schönen Redeblüten ihm nicht gedient ist. Die schöne und tadellos reine Mundart der Vortragssprache war für eine Ostschweizerin — bei uns wirkt doch Schweizerdeutsch so leicht papieren als übersetztes Schriftdeutsch — eine wahre Offenbarung, es waren — ohne Manuskriptstütze und in all ihrer Sachlichkeit — glänzende Redeleistungen, aufrüttelnd und besser machend. Wohl keiner ist von dannen gegangen, der nicht das Herz voll hatte guter Vorsätze, der nicht voller Erhebung, voll guten Willens gewesen wäre zu seiner mühseligen Arbeit auf der Scholle, voll Tapferkeit und frischen Mutes all dem gegenüber, was ihn bedrückt hatte, als er sein Haus verließ, voll guter Gesinnung gegenüber den Seinen und seinen Nächsten, voll guter Gedanken an künftige Sonntage und Feierabende in der Familie, und keiner und keines, das nicht anders, besser, reiner, freudiger heimgekehrt als es gegangen. Wir selber, die wir als Gebende kamen, sind als Reichbeschenkte gegangen.

Daß dem Berner Bauern solche Menschen zur Seite stehen, wie ihr junger Bauernsekretär Dr. Müller und seine tapfere Frau, die in solchem Maße Herz und Sinne offen haben auch für die seelischen Belange und daß diesen wieder aus allen Lagern Menschen helfend zur Seite stehen, wo es gilt, ein so kostbares Gut, wie es unser Bauernvolkstum ist, zu stützen und zu hegen, dazu wünschen wir ihnen aufrichtig Glück. Aber auch die Führer beglückwünschen wir zu einem solchen Boden.

Wir Frauen aber, die wir selber Lichter anzünden, Führerinnen sein möchten unsern Schwestern, wir könnten sehr viel lernen von dieser Veranstaltung: daß wir von ihnen nicht erwarten und verlangen sollen, was sie nicht geben können und daß wir selber ihnen nicht geben sollen, was sie nicht begehren. Wir dürfen nicht Spargeln ernten wollen auf einem Haferfeld und nicht Artischocken setzen auf der Ackerscholle. Unser einfaches Volk wäre so willig, so empfänglich für alles, was es wirklich in seinem innersten Fühlen berührt und was ihm dient in seinem eigenen Streben nach Vervollkommnung — helfen wir ihm dabei.

M. St.-L.

Hygiene:

Grauer Star, grüner Star.

Die verschiedenen Starformen sind keine seltenen Augenkrankheiten. Fast Jedes hat in seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft Personen, die an Star erkrankt sind.

Der Name „grauer" oder „grüner" Star bezieht sich auf die Farbe, welche die Pupille (das Sehloch) bei diesen Augenkrankheiten aufweist. Das Schwarze in der Mitte des Augensternes erscheint also beim grauen Star grau, beim grünen Star grünlich.

Als „grauen Star" bezeichnet man alle Formen von Linsentrübungen. Die Linse ist ja dasjenige Organ, das die Lichtstrahlen der Außenwelt sammeln und auf die Netzhaut zu einem Bilde vereinigen soll. Sie entspricht der Linse im Photographenapparat. Sobald Trübungen in der normalerweise wasserklaren Linse entstehen, wird kein scharfes Bild mehr entworfen: der Betroffene sieht undeutlich, „wie durch einen Nebel". Fernet entsteht Blendung, weil das Licht im Auge zerstreut wird, anstatt sich auf einen Punkt zu sammeln. Wenn die Trübungen der Linse allmählich dichter werden und immer weniger Licht durchlassen, nimmt die Blendung wieder ab, gleichzeitig geht aber das Sehvermögen immer mehr zurück. Die Linse kann sich sehr rasch trüben, in wenigen Wochen, sie kann sie sich aber auch sehr langsam trüben, sodaß selbst nach Jahren nur eine geringe Zunahme zu konstatieren ist. Wenn eine gewisse Dichtigkeit der Trübung erreicht ist, so ist der Star „reif". Dann kann operiert werden. Die Operation besteht darin, daß die trübe, undurchsichtige Linse aus dem Auge entfernt wird. Die zurückbleibenden Linsenreste verschwinden oft von selber, oft aber fließen sie zusammen zu einem Häutchen, dem Nachstar. Dieser erfordert dann nochmals einen kleinen operativen Eingriff. Der Staroperierte sieht nun noch nicht deutlich; die herausgenommene Linse muß zuerst durch eine künstliche ersetzt werden. Dies geschieht durch Vorsetzen einer Glaslinse, des sogenannten Starglases. Ein an grauem Star operierter kann also nur mit Starbrille deutlich sehen und zwar braucht das Sehen in die Ferne ein anderes Glas als die Naharbeit.

Unter den verschiedenen Formen von grauem Star ist der Alterstar weitaus der häufigste. Er tritt, wie der Name sagt, meist erst in höherem Alter auf. Da aber im Alter oft noch andere Augenveränderungen neben dem grauen Star bestehen, so ist die Sehschärfe bei Staroperierten nicht immer eine normale wie bei Jugendlichen. Tritt der graue Star schon angeboren oder in der Kindheit auf, so liegt ein Allgemeinleiden (Blutkrankheit, Zuckerkrankheit etc.) zugrunde. Ferner gibt es Formen von grauem Star, die durch Verletzungen (Wundstar) entstehen, oder durch Blitze und Starstrom (Blitzstar) oder starke Hitzeeinwirkungen (z. B. Glasbläserstar). Die Behandlung ist immer dieselbe: operative Entfernung der trüben Linse; Starbrille. Wir können also sagen, der graue Star ist heilbar, sofern keine weiteren Komplikationen bestehen. Da wo er die Folge eines Allgemeinleidens ist, muß natürlich auch dieses behandelt werden.

Ganz anders liegen die Verhältnisse beim grünen Star. Wolfte man hier die „Reife" des Stars abwarten, so wäre das Auge inzwischen unheilbar erblindet; eine Verwechslung wäre daher sehr verhängnisvoll. Das Wesentliche des grünen Stars besteht darin, daß der Flüssigkeitsdruck im Augeninnern aus irgend einem Grunde zunimmt, das Auge wird hart. Dieses Hartwerden kann sich mit oder ohne Entzündungserscheinungen ausbilden, es kann sich ganz allmählich entwickeln, ohne daß der Patient das Geringste merkt; es kann aber auch sehr plötzlich in einem Anfall auftreten und mit Sehstörungen und starken Kopfschmerzen verbunden sein. Die Kopfschmerzen können oft so intensiv sein, daß Erbrechen auftritt. Die Sehstörungen äußern sich oft in der Weise, daß die Lichtquellen mit einem Hof in Regenbogenfarben umgeben scheinen. Wenn der hohe Druck im Augeninnern bestehen bleibt, so wird die Netzhaut und der Sehnerv dadurch zerstört. Die Behandlung muß also darauf ausgehen, den Druck auf irgend eine Art zu vermindern. Dazu stehen verschiedene Mittel zu Gebote: Eintropfen von Medikamenten, Einspritzung und schließlich verschiedenartige Operationen. Die Behandlung ist also lange nicht so eindeutig wie beim grauen Star; jeder Fall von grünem Star erfordert wieder ein anderes Vorgehen. Es gibt Fälle, in denen durch bloßes Eintropfen der Druck Jahrzehnte lang niedrig gehalten werden kann und nie operiert werden muß, in andern Fällen wieder wäre jede medikamentöse Behandlung nur Zeitvergeudung und es muß sofort operiert werden, um das Auge und die Sehkraft zu erhalten. Oft bleibt nach einer Operation das Auge für immer geheilt. Es gibt aber leider auch Fälle von grünem Star, bei denen trotz Eintropfen und mehreren Operationen der Druck immer wieder ansteigt, andere, bei denen der Druck schließlich normal bleibt, der Verfall des Sehnerven aber trotzdem weiterschreitet, bis schließlich Erblindung eintritt. Diese Fälle sind es, die dem grünen Star den üblen Ruf einer gefährlichen, unheilbaren Augenkrankheit eingebracht haben. — Frühes Erkennen ist beim grünen Star besonders wichtig.

Zusammenfassend darf also gesagt werden: Der graue Star ist heilbar, wenn keine Komplikationen vorhanden sind oder auftreten. Beim grünen Star gibt es Fälle, die medikamentös, andere, die durch Operation geheilt werden, und solche, die unheilbar sind.

Dr. O. H.

Die Nachtarbeit in den Bäckereien.

Die Soziale Käufer-Liga, deren Gründerin und Präsidentin bis zu ihrem letzten Tage unsere verehrte verstorbene Mme. Piecynska gewesen und deren Präsidentenposten heute noch verwaist ist, hat sich bekanntlich schon seit vielen Jahren für die Abschaffung der Nachtarbeit in den Bäckereien eingesetzt, die ersten Anstrengungen gehen bis auf das Jahr 1910 zurück. Das neueste „Bulletin" der Liga gibt ein sehr anschauliches Bild der ganzen Lage und aller gemachten Anstrengungen. Man erfährt auch daraus, was unsere Leserinnen sicher sehr interessieren wird, daß die Volksbefragung des „Beobachters", von der wir sie seinerzeit unterrichteten, ein sehr erfreuliches Resultat gezeitigt hat. Nach dem „Bulletin" sind für die Abschaffung 16 250 Stimmen eingegangen, dagegen 235 und ungültige 184, die sich inzwischen noch auf 18 475 für Abschaffung, 243 gegen die Abschaffung und 208 ungültige erhöht haben. Die eingegangenen Antworten, deren Zählung von der Sozialen Käufer-Liga nachgeprüft worden ist, sind am 10. Dez. in der Kanzlei des Bundeshauses abgegeben worden. Das Argument der Bäckermeister „Der Volkswille ist ausschlaggebend und diesem haben wir uns alle zu fügen", nämlich daß das Volk frischgebackenes Brot will, hat also durch die überwältigende Zahl von Stimmen für die Abschaffung einen gewaltigen Stoß erlitten. Jedenfalls dürfte es schwer halten, diesen Volkswillen nun als ausschlaggebend ins Feld zu führen. Mehr und mehr kommt es darauf hinaus, daß auch das nur eine Ausrede war, daß der Grund tiefer liegt: Die Bäcker fürchten eine Verminderung des Konsums. Wie widersinnig oft unsere Volkswirtschaft arbeitet, ersieht man hier wieder einmal recht drastisch. Wir sollen das ungesunde frische Brot à tout prix vorgesetzt bekommen, damit es uns gelüstet, ja recht viel davon zu essen, auf daß ja das Gewerbe voll beschäftigt sei und rentiere. Wäre es nicht richtiger, lieber das Gewerbe etwas einzuschränken, dem Bäckergesellen seine Nachtruhe zu gönnen und den menschlichen Magen nicht zu überladen? Hausfrauen, seid Ihr die Vernünftigeren! Hausfrauenvereine vor!

In dem erwähnten „Bulletin" (1927) ist übrigens auch ein sehr schönes Lebensbild von Mme. Piezcynska in deutscher Sprache enthalten, das vielleicht manche dem in französischer Sprache geschriebenen im Jahrbuch vorziehen. Das Bulletin ist bei der unermüdlichen Sekretärin der Liga und langjährigen Mitarbeiterin von Mme. Piezcynska, Frau Pfarrer v. Greyerz, Jägerweg 20, in Bern zu beziehen.

Die „Legende Hindenburg" lebt wieder auf.

Unsere Leserinnen werden sich vielleicht noch erinnern, wie anläßlich der Wahl Hindenburgs zum deutschen Reichspräsidenten durch unsere gesamte schweizerische Presse die Anschuldigung ging, daß es in erster Linie die Frauen gewesen wären, denen die Wahl Hindenburgs, des „Kriegshelden und Nationalisten", zu verdanken gewesen sei, daß sie damit entgegen allen natürlichen Erwartungen und Versicherungen den Kriegsgeist unterstützt und die Republik verraten hätten. Und landauf landab wurde vor dem Frauenstimmrecht gewarnt: „Da sieht mans kritiklos laufen die Frauen den Extremen nach, ob nun zur Rechten oder zur Linken; sie unterstützen den Kriegs- und Rachegeist. Hütet Euch vor dem Frauenstimmrecht."

Genau das Gleiche nun müssen heute die französischen Frauen im gegenwärtigen Kampfe um das Frauenstimmrecht zu hören bekommen. In französischen Zeitungen werden die Statistiken aus dem

---

„Vergiß es nicht!" klang es noch drohender, „sonst geht's dir schlecht."

„Gewiß nicht, Herr, gewiß nicht!" rief Tudichum, lauschte noch lange mit offenem Mund, bis das Rauschen verklang und sammelte sich schließlich zu einem längern Gebet, in dem er Gott für seine Weisung dankte.

Als Kathinka Tudichum, von ihrem Ausgang heimgekehrt, den Gatten, geisterbleich und durchschauert von seinen Erlebnissen, vorfand, entschloß sie sich, nachdem der Kranke jede Einzelheit des Wunders erzählt hatte, dem ganzen Städtchen zum Trotz, den neuen Arzt herbeizuholen. Zuvor machte sie jedoch bei den drei alten Entschuldigungsbesuche. Sie verschwieg die wunderliche Weisung, die Jakob von oben empfangen hatte, und begnügte sich mit einer peinlichen Schilderung der Leiden, die ihr Mann durchzumachen habe. Allein die Aerzte sahen sie mit hochgezogenen Augenbrauen bedauernd an, behandelten sie kühl, kurz und herablassend, weigerten sich, mit „Herrn Müller" zusammen an Jakobs Krankenbett zu treten, und willigten nur darein, die Meinung Herrn Müllers „in wohlwollende Erwägung zu ziehen".

Kathinka verließ sie sehr aufgebracht; es war eine Unklugheit der Aerzte, Frau Tudichum in diesen Zustand versetzt zu haben. Ihre Worte konnten Engelsflügel und Satansfüße haben, je nachdem, ob ein Himmelsfenster oder eine Höllentür ihrer Seele geöffnet wurde. Jedermann fürchtete die Schnelligkeit ihrer Gedanken und Entschlüsse, und ihre Entschlüsse waren gefaßt.

Müller verharrte bei Frau Kathinkas Erzählung in tiefem Ernst. Er machte sofort seine Geräte bereit, ging mit Frau Tudichum nach Hause und untersuchte ihren Gatten zwei Stunden. Er stellte fest — woran er anfangs selbst nicht glauben wollte —, daß eine Erkrankung der Leber vorläge, die im mittleren Europa selten, in der heißen Zone häufiger auftrete.

Von der Sicherheit seines Urteils war Frau Kathinka überrascht, von seiner Art zu sprechen, sich zu geben, von seiner Ruhe tief betroffen. Er war sicher ein nicht alltäglicher, ja ein bedeutender Mann. Was ihr jedoch besondern Eindruck gemacht hatte, war eine Art Zeremonie oder Beschwörung, eine Handlung von überirdischer Kraft gewesen, die er an dem Kranken am Schluß seiner langen Untersuchung vorgenommen hatte.

Er ließ Jakob Tudichum sich aufrichten, trat ihm groß gegenüber und sah dem Kranken, während sich beide wechselseitig die Rechte aufs Herz legten, starr in die Augen.

Es unterlag für Frau Kathinka keinem Zweifel, daß diese weihevolle Handlung die Hauptsache bei der Untersuchung war, denn nach diesem Vorgang, der in atemloser Stille verlief, sagte der Arzt mit größter Bestimmtheit sein Urteil.

II.

Am runden Tisch des Gasthauses Zum roten Adler gab es am Abend ein großes Gelächter, als die Tropenkrankheit Jakob Tudichums besprochen wurde. Dr. Lenz riß die Augen auf, Bartholman den Mund, ohne zu lachen. Zehetgruber heuchelte einen Erstickungsanfall, und die Bürger, froh, einmal ihre Meinung sagen zu dürfen, trugen die Heiterkeit des Stammtisches in das Städtchen hinein, bis in den letzten Winkel.

Allein das Schicksal stürzte bald die vorzeitigen Lacher in bittere Enttäuschung, denn Müller behielt recht. Der Kranke, der in die Universitätsklinik nach Innsbruck verbracht worden war, litt nach der Feststellung eines berühmten Diagnostikers tatsächlich an einer exotischen Krankheit.

Während nun Müller noch einige Zeit zwischen Licht und Schatten stand, bewirkte die geläufige Mitteilsamkeit Frau Kathinkas, daß aus der Dämmerung, die über Müllers Herkunft lag, ein Stern nach dem andern aufging, ja sie zündete dem neuen Arzt im ganzen Städtchen Licht um Licht an, und je dunkler die Gassen und die Köpfe waren, desto heller und strahlender.

Besonders die Art, wie er den Kranken seine Hand auf das Herz legte und ihnen in die Augen sah, veranlaßte viele, Rat bei ihm zu holen.

Die alten Doktoren waren machtlos gegen „diesen frechen Eindringling". Es war mit ihrer Kaltblütigkeit schnell vorbei, als sie sahen, wie sehr sie diesen Konkurrenten unterschätzt hatten. Zuerst erfuhren sie davon nichts, da man heimlich zu ihm schlich; später konnten sie es nicht verhindern, als man es offen tat; und sie zogen sich, da ein Widersprechen bei der lauten Verkündigung seiner Erfolge nutzlos geblieben war, in stillem Grimm zurück. Ein Mensch, der, jedes Standesbewußtseins bar, die Bevölkerung mit Mitteln an sich zog, die jedem Wissenschaftler die Schamröte ins Gesicht getrieben hätten, sollte es wagen dürfen, ihnen Trotz zu bieten.

Der Apotheker, der einen guten Verdienst von dem neuen Arzt sich versprochen hatte, nun aber doch nicht auf seine Rechnung gekommen war, stellte das geschwundene gute Einvernehmen mit den drei Doktoren, die es ihm sehr verübelt hatten, als er den unausstehlichen Menschen in sein Haus aufnahm, zornentbrannt wieder her. Er kündigte Herrn Müller die Wohnung.

Allein es half nichts. Müller tat sich in einem schönern und größern Hause auf und zahlte dort bereitwillig den doppelten Mietzins. Seine Lebenshaltung war ansehnlich. Er zahlte bar, spendete in Wohltätigkeitsvereine und verkehrte mit den Priestern des Stifts. Er gewann und verlor, aber der Gewinn war größer als der Verlust.

Nach Jahresfrist ging die Weiblichkeit des Städtchens wieder in das Lager seiner Gegner über. Müller hatte die Schändlichkeit besessen, seine Verheiratung verschwiegen zu haben. Eines Tages kam ein hohes, stolzes Wesen an seinem Arm daher und rückte mit zwei allerliebsten blonden Mädchen in das neue Haus ein. Schon damals zuckten aus dem heranziehenden Gewölk die ersten roten Funken. Was man bisher nur andeutungsweise gesagt hatte, das tuschelte man jetzt an vielen Ecken. Seine eigene Frau wußte, daß er auch den Damen die Hand aufs Herz legte und lange in die Augen sah, und sie ließ es zu! Unter dem wachsenden Haß kam bald die Verleumdung offen zutage, gebärdete sich rücksichtslos und unverschämt — und Müller schlug der Hydra auch nicht ein einziges Haupt ab. Er hätte taub sein müssen, wenn er nichts davon erfahren hätte. Oder war seine Dickfelligkeit das Eingeständnis seiner Schuld? Mit Verachtung tilgt man keine offensichtlichen Beleidigungen. Man begehrte Antwort von ihm. Ein Arzt ohne Doktortitel! Bitte, war er überhaupt Arzt? Hatte er studiert? Und dann: wo? In Dr. Lenzens Sprechzimmer hing die Dissertation über die „Arten des Klumpfußes" eingerahmt an der Wand. Ueber die „Therapie nervöser Magenerkrankungen" hatte Dr. Zehetgruber geschrieben, und Dr. Bartholman hatte seine Papiere seinerzeit sogar dem Stadtrat vorgelegt.

„Der Mangel eines Schuldbeweises ist noch lange kein Beweis der Unschuld," sagte Dr. Lenz, „der Mann ist ein Kurpfuscher. Er gehört vor Gericht. Wir haben in Oesterreich die gesetzlichen Handhaben, solchem schändlichen Treiben die Spitze zu bieten!"

Bartholman war vom Fenster zurückgetreten. Auf der Straße bewegte sich ein Schwarm Bauersleute, die im „Rädchen" auf den Beginn der Sprechstunde Müllers gewartet hatten.

„Sehen Sie — sehen Sie," sagte er in tiefer Empörung, „ein Bauernfänger ist er, ein nichtsnutziger Volksverführer, der von der Dummheit anderer lebt, er ist ein Ausbeuter!"

„Schlau ist er," lächelte Zehetgruber, dem die Bitterkeit seine Wiener Jovialität vergiftete, „schlau ist er! Eine Rechnung schreiben tut er nicht. Er sagt zu die Leut: ‚Machen Sie das ganz nach Belieben!' So eine Gemeinheit! Zu wenig kriegen tut er da

Wahljahre Hindenburgs wieder aufgewärmt, Statistiken, die so willkürlich als nur möglich herausgegriffen sind und denen man die Gelegenheitsmache nur so an der Stirne ansieht. Wir wollen nicht mehr auf die Sache an sich zurückkommen. Aber es ist doch symptomatisch, daß just in dieser Phase des französischen Stimmrechtskampfes diese Sache wieder aufgewärmt wird. Es muß nicht allzu gut um die Aussichten der Stimmrechtsgegner stehen, daß sie zu diesem überholten und widerlegten Mittel greifen müssen.

Es fällt natürlich der „Française" nicht schwer, an Hand jüngster Veröffentlichungen des Berliner „Vorwärts", nachzuweisen, daß die Frauen durchschnittlich nicht diejenigen sind, die den rechten oder linken Extremen huldigen, deren revolutionäre oder kriegerische Ideen sie beunruhigen. Wogegen wir protestieren, sagt „La Française", das ist, daß indem man sich auf den Fall Hindenburg stützt, man behaupten will, daß die Frauen für die Kandidaten der extremen Parteien stimmen. Ganz im Gegenteil haben in allen Ländern sich die Frauen als ein Element der Ordnung, der Stabilität und des Fortschritts erwiesen, das geht sowohl aus jüngsten Wahllisten aus Köln und Mainz, zwei katholischen Städten, wie auch aus solchen aus dem protestantischen Thüringen hervor. Darnach weisen die Parteien der Mitte die meisten Frauenstimmen auf, während namentlich die extreme Linke, die Kommunisten, ganz erheblich — bis zu 50 % — weniger Frauenstimmen aufweisen, als die Parteien der Mitte. „In jedem Fall", schließt „La Française" ihre Betrachtungen über diese wenig erquickliche Kampftaktik, „beweist nichts, aber auch rein nichts, daß die Frauen, die Mütter jenseits des Rheines nicht den gleichen Willen zum Frieden haben wie die Mütter aller anderen Länder. Und wir hoffen zuversichtlich, daß bei den nächsten Wahlen sowohl Wählerinnen wie Kandidatinnen diese ihre Stellungnahme öffentlich bekunden sei es durch Wahl der Kandidaten oder in ihren Programmerklärungen".

Erkrankungen durch den Alkoholmißbrauch.

Wie wir erfahren, wird das eidgenössische Finanzdepartement unter Mitbeteiligung sämtlicher schweizerischen Spitäler und Heilanstalten vom 1. Februar 1928 bis zum 31. Januar 1929 eine allgemeine schweizerische Erhebung über die Rolle des Alkoholmißbrauchs bei den Erkrankungen der in den Anstalten Behandelten durchführen. Diese Enquete ist sehr zu begrüßen, besonders auch daß das Finanzdepartement sie unternimmt und nicht irgend eine hygienische Instanz. Denn so und so oft schon hat man unserer schweizerischen Bevölkerung gesagt, wie schädlich der Alkohol für Gesundheit und Rasse sei, leider ohne allzu großen Eindruck zu machen. Vielleicht wirkt es mehr, wenn man einmal mit dürren Zahlen beweisen kann, wie viel an Geld, dem lieben geschätzten Geld, der Bürger den Schäden des Alkohols zu opfern gezwungen ist. Wir sind gespannt auf die Ergebnisse der Enquete, leider wissen wir so ziemlich im Voraus, wie sie aussehen wird.

Die ländliche Frauenbewegung in England.

von Dr. Anna Wössner.

(Schluß.)

Die Frauen in stitute arbeiten Hand in Hand mit andern landwirtschaftlichen und Bildungsorganisationen. Sie sind zum Teil Kollektivmitglieder der Völkerbundsliga und der Women's Auxiliary Service (weibliche Polizei).

Alle Frauen eines Dorfes, ob reich oder arm, ob aus den Reihen der Großgrundbesitzer oder aus den Reihen der einfachen Frauen der Landarbeiter, sie alle werden so durch eine Idee, die Idee, einander zu helfen und einander zu lehren, zusammengebracht. Selbst die Königin von England ist Mitglied eines Institutes (Sandringham) — dessen Vorsitzende sie ist. Sie zahlt ihre 2 Schilling Jahresbeitrag wie jedes andere Mitglied. Sie nimmt an den Veranstaltungen des Institutes aktiv teil.

Die Institutsbewegung befolgt in religiösen und politischen Dingen strikte Neutralität. Institute können nur in Dörfern mit nicht mehr als 4000 Einwohnern gegründet werden, mit Ausnahme von Dörfern in den Kohlenbergbaugebieten und dies nur mit jeweiliger Bewilligung des Landesverbandes:

So wird der ganzen Bewegung eine einheitliche Grundlage garantiert.

In kleinen Marktplätzen werden sogenannte Instituts-Zentren gegründet, die zu den bereits genannten Aufgaben neue übernehmen. Sie stellen z. B. den Frauen, die zu Markt gehen, einen Raum zum Ausruhen zur Verfügung, mit Erfrischungen und Gelegenheit zum Einstellen von Waren und Paketen. Diese Zentren dienen oft als Demonstrationsstellen für arbeitssparende Einrichtungen, sie sind oft auch Verkaufsstellen für von den Mitgliedern der umliegenden Institute verfertigten Heimarbeiten.

Bis jetzt hat man vermieden, die Organisation auch auf die größeren Dörfer und Städte auszudehnen, da dies sehr viel neue und heikle Probleme mit sich bringen würde, infolge der großen Unterschiede in der Zusammensetzung der Bevölkerung. Doch ist man über die Unterstützung der Frauen in den Städten froh. Diese können daher Stadtvereinigungen von Freundinnen der Frauen-institute gründen, die den Instituten in den umliegenden Dörfern Hilfe und Mitarbeit gewähren.

Die ganze Bewegung ist wohl organisiert. Die einzelnen Institute, die die Grundlage der Bewegung bilden, sind in Grafschaftsverbände (eine Grafschaft ist etwas kleiner als ein Kanton in der Schweiz) und die letztern ihrerseits sind im Landesverband zusammengeschlossen, der in London sein Hauptquartier hat. Den Grafschaftsverbänden liegt die Aufgabe ob, die Arbeit der einzelnen Institute zu koordinieren und die Gründung neuer Institute zu fördern. Sie befassen sich auch mit der Organisation von Marktständen für den genossenschaftlichen Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte der Mitglieder, sie betreiben Verkaufsstellen für die Heimarbeit, sie organisieren Geschäftsausstellungen. Solche finden fast jedes Jahr statt.

Der Landesverband resp. das Hauptbureau in London gibt eine Monatszeitschrift „Home and Country" (Heim und Heimatland — Wahlspruch der Bewegung) heraus und beschäftigt im Vollamt verschiedene Organisatorinnen. In verschiedenen Sub-Komitees erledigt der Landesverband eine Summe von Arbeit. Das Handarbeitskomitee organisiert die Ausbildungskurse und die Prüfungen für Handarbeitslehrerinnen aller Art, das allgemeine Bildungskomitee befaßt sich mit der mehr technischen Seite der Bildungsarbeit der Institute und dient als Bindeglied zwischen den verschiedenen Bildungskörpern, öffentlicher oder privater Art. Es dient als „Clearing House" (Zentralstelle) für Auskünfte über Land- und Gartenbau, über Anpflanzung und Konservierung usw. Es organisiert Kurse für die Ausbildung von Referentinnen über landwirtschaftliche Themen usw.

Ein Komitee für Musik, dramatische Aufführungen und Volkstänze erteilt den Instituten Rat und Hilfe bei der Organisation von dramatischen Aufführungen, es bildet Dirigentinnen aus für die Leitung von Frauenchören in den Instituten usw.

Die Frauen in stitute haben, wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, ihren Wahlspruch „Für Heim und Heimatland" in die Praxis umgesetzt. Der Ausgangspunkt für die Bewegung war das Heim, allmählich zog sich der Kreis immer weiter. Die Landfrau, auch im entferntesten Dorf, begann sich für die Geschehnisse des Dorfes, der Grafschaft und des ganzen Landes zu interessieren und in der Zusammenarbeit mit der Völkerbundsliga zeigen sie, daß sie nicht an den Grenzen ihres Landes stehen bleiben wollen. Das geistige Wachstum der Bewegung geht auch hervor aus der Tagesordnung der alljährlich stattfindenden Generalversammlung des Landesverbandes der Frauen institute. Während früher mehr die eigenen Angelegenheiten diskutiert wurden, so überwiegen jetzt bei weitem die Fragen, die öffentliche Angelegenheiten betreffen. Den Beschlüssen, die so gefaßt werden, schenken die Behörden und die Presse alle Aufmerksamkeit, denn sie wissen, daß dahinter beinahe eine Viertel Million Frauen steht.

Der Horizont der englischen Landfrau hat sich geweitet. Stufe um Stufe wurde zurückgelegt und nunmehr blickt sie über die Grenzen ihrer Heimat hinaus und wünscht mit den Schwestern anderer Länder in Fühlung zu treten. Sie möchte wissen, wie diese ihr Leben gestalten. Sie möchte von ihnen lernen, sie möchte aber auch ihnen zeigen, welches gewaltige Werk sie in der kurzen Spanne Zeit von 12 Jahren aufgebaut hat. Das Mittel, diesen Ideenaustausch zu schaffen, liegt vor allem im Verkehr zwischen ähnlichen Organisationen der verschiedenen Ländern. Nun haben wir in der Schweiz eigentlich keine reine Landfrauenbewegung, die sich nur auf die Landfrau beschränkt, wir haben sie auch nicht so nötig, wie England mit seinen Riesenstädten, wo der Unterschied zwischen Stadt und Land so groß ist. Die Frau in den kleinen Schweizerstädten hat den Kontakt mit dem Lande nicht verloren. Ein kleiner Anfang, die Land- und Bauernfrau als solche in der Schweiz zu erfassen, besteht in der Union des Paysannes Vaudoises (Präsidentin Mme. Gillabert-Randin, Moudon) und ich frage mich, ob uns nicht das Beispiel unserer englischen Schwestern beim Ausbau der Bauernfrauenbewegung in der Schweiz helfen könnte.

Der Einwand, den man in der Schweiz zu hören bekommen wird, wird wahrscheinlich auch dort vielfach gleich lauten, wie man ihn oft auch in England früher gehört hatte, namentlich von Männerseite: Die Bauernfrau soll eben mit den Bauernorganisationen zusammenarbeiten. Aber die englische Bauernfrau hatte gefunden, daß dies nicht der richtige Weg für sie sei, denn in einer Männerorganisation sitze sie neben ihrem Mann und ihren Söhnen und wenn sie etwas sage, so werde sie von diesen ausgelacht. Sie hatte ja erst zu lernen, öffentlich etwas zu sagen und zu fragen und ihre Unbeholfenheit zu überwinden. Die Anfänge der Bewegung zeigten in den meisten Instituten eine große Scheu, für einen Beschluß zu stimmen, wenn keine Einstimmigkeit vorhanden war, man fürchtete sich, Themen zu diskutieren, die zu Meinungsverschiedenheiten führen konnten. Doch langsam wurde diese Scheu überwunden, man lernte, andere Meinungen achten und verstehen.

Ein erster Schritt, Kontakt zwischen den Landfrauen Englands und den Frauen der Schweiz zu schaffen, war der Beschluß, einen Delegiertenaustausch zwischen der Ausstellung des Landesverbandes der Frauen institute in London und der Saffa zu veranlassen. Während ich die Londoner Ausstellung besuchte, wurde mir von Führerinnen der Bewegung immer und immer wieder betont, wie sehr es ihnen daran gelegen sei, die Schweizerinnen besser kennen zu lernen. Sie möchten ihnen aber auch zeigen, wie die englische Land- und Bauernfrau arbeitet. Die Schweizerfrau soll ob dem Bild der Kurort besuchenden und in der Schweiz Wintersport treibenden Engländerin, das sie kennt, nicht vergessen, daß es in England tausende, ja hunderttausende von Frauen gibt, die arbeiten und sich abmühen wie sie.

Wir hoffen, daß nächstes Jahr eine große Schar englischer Frauen im August und September in die Schweiz kommt, um die Schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit zu besuchen, die eine einzigartige Gelegenheit bilden wird, um die Schweizerfrau an der Arbeit zu sehen. So wird sich das Freundschaftsband zwischen den Frauen Englands und der Schweiz immer fester schlingen und, so hoffen wir, zu dauernder Zusammenarbeit führen.

Von Diesem und Jenem:

Indische Frauen als Journalistinnen.

Zum ersten Male in der Geschichte der Frauenbewegung Indiens haben sich Frauen des Landes selbständig an das Unternehmen der Herausgabe einer Zeitschrift gewagt. Diese Pionierinnen sind zwei frühere Studentinnen der Universität Bombay, die Soziologin Miß Tara Tilak und Miß Anandkar, die bereits praktisch für die Hebung der Mädchenerziehung in ihrer Vaterstadt Bombay gewirkt hat. „Griha Luxmi" („Die Hausfrau") ist der Name der neuen Zeitschrift, die sich das Ziel setzt, die häusliche Ausbildung der jungen Inderinnen der unteren Volksklassen zu fördern. Nach den bis jetzt erschienenen Nummern von „Griha Luxmi" und der stattlichen Liste der Akademikerinnen zu urteilen, die dem Unternehmen ihre Mitarbeit zugesagt haben, sollte dieses durchaus geeignet sein, eine nutzbringende Verbindung zwischen den Inderinnen gebildeter Kreise und ihren Schwestern der unteren Klassen herzustellen.

Das heiratsfähige Alter.

Uns erscheint es so selbstverständlich, daß das heiratsfähige Alter der Mädchen gesetzlich nicht unter dem 18. Jahr, durchschnittlich aber wesentlich höher liegt. So dürfte es kaum weiter bekannt sein, daß in Alt-England noch ein Gesetz in Kraft ist, laut welchem Mädchen von 12 Jahren und Knaben von 14 Jahren heiratsfähig sind, sofern sie die elterliche Genehmigung dazu haben. Die Frauen Großbritanniens führen gegenwärtig einen energischen Feldzug für die Erhöhung des heiratsfähigen Alters mindestens auf das 16. Jahr.

Im Vergleich zu England ist in manchen Staaten Indiens ein großer Fortschritt in dieser Beziehung zu verzeichnen. So hat z. B. der Maharadscha von Kaschmir ein neues Gesetz erlassen, das die Mindestgrenze des heiratsfähigen Alters für Mädchen auf vierzehn Jahre und für Jünglinge auf achtzehn Jahre festgesetzt. Andere fortschrittlich eingestellte indische Staaten wie Baroda, Kotah, Gondal, Mysore und Indore haben ein ähnliches Gesetz.

In Kotah ist es z. B. gesetzlich verboten, daß Mädchen zwischen 12 und 18 Jahren sich mit Männern verheiraten, die mehr als doppelt so alt sind. Ebenso sind Eltern unterjagt zwischen Mädchen, die das 18 Jahr überschritten haben und Männern, die mehr als 45 Jahre alt sind. Eltern, die ihre Töchter an Heiratskandidaten verkaufen, werden strafrechtlich verfolgt und erhalten außer einer schweren Geldstrafe auch noch mehrere Monate Gefängnis.

In Cownporte wurde vor Kurzem durch das resolute Einschreiten einiger menschlich denkenden Hindus eine Ehe verhindert, die ein 65jähriger Bramane der oberen Bhatta-Kaste mit einem neunjährigen Mädchen eingehen wollte. Alles war bereits vorbereitet und man stand gerade im Begriffe, mit dem üblichen Rituell die Hochzeit zu feiern, als diese Hindus mit Erfolg gegen eine derartige Ehe protestierten.

C. B.

Aus der katholischen Frauenbewegung.

Die „Semaines Sociales" in Frankreich, von katholisch-kirchlichen Kreisen ins Leben gerufen zum Studium der sozialen Probleme im Lichte katholischer Weltanschauung, bilden alljährlich einen Sammelpunkt von Tausenden von französischen katholischen Sozialarbeitern, Männern sowohl wie Frauen. Die „Semaine sociale" dieses Jahres fand in Nancy statt und hatte — bezeichnend genug für die Dringlichkeit des Problems — zum Thema: „Die Frau im sozialen Leben". Wenn man bedenkt, meint „The Catholik Citizien", das Organ der englischen katholischen Stimmrechtsbewegung (die auch dem internationalen Stimmrechtsverband angeschlossen ist), wenn man bedenkt, daß die Katholiken Frankreichs zum erstenmale Fragen der Frauenbewegung besprachen, so müsse man sich eigentlich wundern, daß die Stellung der Redner zur Frauenbewegung — lauter Männer mit zwei einzigen Ausnahmen — eine so sympathische war. Es wäre aber trotzdem zu hoffen, daß künftig in ähnlichen Fällen die Behandlung von Frauenfragen Frauen übertragen werde, daß Frauen über „die Natur der Frauen", die „Gefühle der Frauen" und die „Fähigkeiten der Frauen" sprechen, denn Männer, so wohlmeinend und gutunterrichtet sie auch seien, würden doch allzusehr unter einer vorgefaßten Meinung leiden, von der auch einige der Redner nicht ganz freizusprechen gewesen seien.

Die Aufgabe der Frau in der Familie wurde allerdings als die weitaus wichtigste betrachtet, aber gerade im Hinblick darauf, erklärte der Bischof von Arras, müsse die Erziehung der Mädchen der der Knaben eine durchaus gleichwertige sein. Die Frauen benötigen heute eine große Bildung selbst dann, wenn sie im Leben keine andere Aufgabe als nur die der Mutterschaft zu erfüllen hätten. Gerade die mütterliche Aufgabe verlange die allerbeste Erziehung, die auch für den Fall nur um so wertvoller sei, wo der eigene Lebensunterhalt erworben werden müsse. Die außerhäusliche Erwerbsarbeit der verheirateten

---

schon nicht. Und ein Rezept schreiben tut er auch nicht."

„Doch!" entgegnete der Apotheker, „er schreibt Rezepte!"

„Da liegt es drin, da liegt es drin!" riefen alle drei. „Jetzt wird er gelegt!"

Gegen den Haß der Alten und ihres Anhangs wirkte Müllers Erfolg. Der Amtsrichter sprach in hoher Dankbarkeit von ihm. Der Stadtpfarrer lächelte ihm zu. Er hatte erst jüngst auf offener Straße Müller den Rücken geklopft. Die Bauern sagten: „Nebensach ist, wie einer hilft! Hauptsach ist, daß einer hilft!" Und das Wie schien ihnen durchaus nicht als Nebensache.

Es war Mitte des Sommers. Eine Prozession, die drei Stunden von auswärts gekommen war, flutete noch von Kirche zu Kirche. Trüpplein von Bauern mit Lehrern und Pfarrherren besetzten um die Mittagszeit alle Wirtshäuser, und an jedem Tisch ging die Rede von dem berühmten Arzt, auf dessen Hause breit die Sonne lag.

Da trat Villinger, der Gerichtsbote, der mit gewichtigen Schritten die Hauptstraße heraufgekommen war, in Müllers Sprechzimmer ein. Er hatte nicht geläutet, nicht angeklopft. Er öffnete die zusammengepreßten Lippen und sprach? „Im Auftrag des Hrn. Untersuchungsrichters ersuche ich den Herrn Müller, mir zu folgen."

Er duldete nicht, daß Herr Müller seinen Rock wechselte, und er schnitt eine verweisende Kröte, weil Herr Müller lächelte.

Um kein Aufsehen zu erregen, ergab sich Müller dem Gestrengen, entnahm seinem Schreibtisch ein großes, gelbes, gesiegeltes Kuvert, schob es in seine Brusttasche und ging unter den Augen seiner Patienten, unter der brütenden Sonne der irdischen Liebe durch die Spießruten der engen Gassen und Gäßchen, an den Wohnungen der drei alten Doktoren vorüber, zum Amtsberg hinauf. Er lächelte immer noch, als er sicher und ohne irgendein Zeichen der Erregung das Untersuchungszimmer des Gerichts betrat und den ihm wohlbekannten Amtsrichter freundschaftlich begrüßte. Einem Herrn in einem langen Gehrock, der ihm unbekannt war, machte er eine kurze Verbeugung und begann, indem er das versiegelte Kuvert öffnete:

„Lassen Sie mich reden, meine Herren, dann ist das Verfahren kürzer! Bitte — unterbrechen Sie mich nicht, Herr Amtsrichter, — ich weiß genau, warum ich hier stehe. Hier ist —", und er legte seine Papiere vor — „das Zeugnis über mein Staatsexamen, dies ist meine Doktordissertation, dies hier — meine Habilitationsschrift, hier die Venia legendi der Universität Wien, dies ist meine Preisschrift über die Transplanation von Ellenbogengelenken, das übrige sind gedruckte Publikationen, acht Stücke. Bitte, prüfen Sie das! Ich habe nur wenig Zeit. Unten warten meine Patienten." Und damit war er an der Tür. „Ein Wort —", rief der Amtsrichter, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, „ein Wort, Herr Doktor! Warum haben Sie dies alles denn so sorgfältig verschwiegen?" Und Müller erwiderte, einen Schritt zurückkehrend: „In Wien, lieber Herr Amtsrichter, bin ich mit allen meinen Titeln fast verhungert. Ein Wunder mußte im Spiele sein. Hier nennt man mich beim Namen. Ein Heiland hat keinen Doktortitel nötig . . ."

Am andern Morgen dröhnte eine Hupe in den engen Gassen. Es klang wie Hohngelächter. Müller fuhr jetzt sogar Automobil. Er brachte den glücklich lächelnden Jakob Tudichum aus dem Innsbrucker Krankenhaus gesund nach Hause.

Von Büchern.

Bruno Wille.

Verlag C. Reißner, Dresden.

Hölderlin und seine heimliche Maid. 1921.

Die Maid von Senftenau, ein Bodensee-Roman 1922.

Legenden von der heimlichen Maid. 1922.

Die in den Titeln angedeutete Verbundenheit der drei Werke wird vom Verfasser erklärt: „Alle selige Sehnsucht beruht auf Polarität. Und in solcher tiefgründiger Weise sind auch Diotima und Hölderlin verbunden. Aehnlich gepaarten Sternen, Doppelsternen, die nicht voneinander loskommen. Um das Geheimnis solcher Polarität anzudeuten, hab' ich Diotima und überhaupt die Partnerinnen himmlischer Ehe mit dem Ausdruck „Heimliche Maid" bezeichnet. Ich sehe in der Heimlichen Maid, was der alte Germanenglaube mit seiner Walküren-Idee meint. Und Valentinus mit seiner Lehre von den Syzygien. Er bezeichnet damit polar zusammengehörige Geistwesen, engelhafte Aeonen, die aus der Ursonne, dem Quell alles Lebens, ausstrahlen in die Dunkelheit, um sie zu erlösen von Nichtigkeit und im Chaos den heiligen Sinn der Schöpfung zu entwickeln: Vollendung. Ewiges Leben."

Die Liebe zwischen Hölderlin und Suzette Gontard, seiner Diotima, so bedeutsam für unsere Kultur- und Geistesgeschichte als in sich unsagbar heilig und rührend, hat schon mehr als einmal zu dichterischer Darstellung gereizt. Daß solche niemals voll befriedigen kann, liegt auf der Hand: dazu bedürfte es eines Dichters, der an die Bedeutung des Genius, den er schildern will, selbst heranreichte, der dem Seelenbund einen Ausdruck geben könnte, nicht zurückstehend hinter der unsterblichen Prägung, die jener von Hölderlin selbst empfing. Und wer möchte das? Empfindung dafür scheint Wille verhaftet zu haben, die Quellen selbst: Hölderlins Briefe, Gedichte, Auszüge aus dem Roman Hyperion, ebenso wie die Briefe der Diotima, in den Mittelpunkt seines Werkes zu stellen. Ein Verfahren, das man billigen muß. Nur wünschten wir es vollkommen durchgeführt: die Dokumente lückenlos, nicht bruchstückweise, zusammengestellt, durch knappen, rein sachlich erläuternden Text verbunden. Um der sämtlichen Diotima-Briefe willen beispielsweise würden wir gerne auf die spezifisch romanartig gehaltenen Eingangs- und Schlußkapitel verzichten; umsomehr, als dieselben Hölderlins eigenem, ganz unerreichbaren Dithyrambenstil nachstreben — ein Bemühen, dem nur der entgegengesetzte des erstrebten Erfolges beschieden sein kann. Wo die Quellen im Vordergrund stehen, nimmt der begleitende Text unwillkürlich ein bescheideneres, mehr literaturgeschichtlich-referierendes Gepräge an, was sehr zu seinem und des Buches Vorteil gereicht. — Trotz besagter Uneinheitlichkeit aber sei anerkannt, daß sich das Werk wohl dazu eignet, insbesondere dem noch Uneingeweihten die einzigartigen Menschen, denen es gewidmet ist, und ihr einzigartiges Verhältnis näher zu bringen.

„Die Maid von Senftenau" stellt sich eine weniger große Aufgabe und erfüllt sie dementsprechend befriedigender. In Napoleonischer Zeit und ihren mancherlei Wirren verbinden sich das aus geheimnisvollem Wassernixengeschlecht stammende Burgfräulein und der Findling von unaufgeklärter Herkunft, den der Bodensee gewiegt hat, in einer äußerlich ungleichen Ehe, die aber auf tiefster Seelenharmonie beruht. Das Wasser, das verschmelzende Element, aus dem sie beide hervorgegangen sind, nimmt sie schließlich von der Erde fort und erfüllt ihnen damit den letzten Wunsch: ohne Trennung durch die Materie ganz ineinander aufzugehen.

Harmonischer noch, als innerhalb dieser historisch-gefestigten Verhältnisse, wirkt sich die Eigenart des Verfassers in den „Legenden" aus. Seiner lyrischen Darstellungsweise kommt der vom konkreten Einzelnen losgelöste Stoff glücklich entgegen. Die philosophisch-mystische Grundidee aller drei Werke: das Sehnen von der Zwiespältigkeit und Brutalität des irdischen Daseins fort in die Welt der Einheit und Reinheit, jeweils symbolisiert und verdichtet in einer heiligen Liebe, blüht daher aus der adäquaten Fassung der Legenden am ungehemmtesten empor.

Frau wurde als ein sehr schweres Problem betrachtet. Ohne ihr das Recht auf Arbeit bestreiten zu wollen, was nur Ehelosigkeit, Unfruchtbarkeit und wilde Ehe anpreisen hieße, sei doch die außerhäusliche Erwerbsarbeit ein zweifelhaftes Heilmittel gegen die Schwierigkeiten, die aus den hohen Lebenskosten und dem Wunsch, die Lebenshaltung zu steigern, entspringen. Mit Ausnahme einiger bevorzugter Berufe sei die Arbeit der verheirateten Frau außer dem Hause ein Uebel und es sollten alle Anstrengungen gemacht werden, dies unnötig zu machen. So sollte auch das System der Familienzulagen so weit ausgebaut werden, daß der Arbeiter für seine und seiner Familie Bedürfnisse aufzukommen vermöge.

Was nun die aktuellen Forderungen der Frauenbewegung nach politischer und zivilrechtlicher Gleichstellung anbetrifft, so wurde gegen die politische Gleichberechtigung nicht nur kein Widerspruch erhoben, sondern — so hat z. B. auch die angesehene katholische „Schweizerische Rundschau" in ihrer Nummer vom 1. November berichtet — die Einmütigkeit, mit der die Frage des Frauenstimmrechts besprochen wurde, war geradezu auffallend. „Wenn auch mit allen nötigen Vorbehalten", sagte sie, „so sprachen sich doch die Hauptreferenten dahin aus, daß es nicht angehe, das Frauenstimmrecht deshalb zu verwerfen, weil einige linksstehende Frauenverbände es im Namen eines extremen Femminismus postulieren; man könne auch vom christlichen Gedanken aus positiv dazu Stellung nehmen. Der Dominikanerprovinzial P. Gillet, Professor am Institut Catholique de Paris, führte aus, es wäre durchaus verkehrt, anzunehmen, die Kirche verurteile das Frauenstimmrecht; es sei dies eine Frage der moralischen Verpflichtung und der bürgerlichen Pflicht, deren Erfüllung mit den persönlichen Eigenschaften der Frau und den wesentlichen Forderungen der Familie vereinbar sei. — Der Theologieprofessor am Institut Catholique de Lyon, P. Valentin, äußerte sich im gleichen Sinne: Falls das Frauenstimmrecht tatsächlich ein Mittel ist, der Gesamtheit zu dienen, so wird man nicht im Namen des Christentums dagegen Stellung nehmen dürfen. Maurice Deslandres, der sich als ehemaliger Gegner des Frauenstimmrechts bekannte, lehnte es ab, sofern man es im Namen der absoluten Gleichheit zwischen Mann und Frau fordere, ließ es aber gelten, sobald die Hoffnung vorhanden sei, daß es einen günstigen Einfluß auf die Gesetzgebung in Fragen der Familie und Sittlichkeit ausüben könne. Daß dies in einigen Ländern zugetroffen, ohne die Frau in der Erfüllung ihrer Familienaufgaben zu beeinträchtigen, ist für ihn eine nicht mehr zu leugnende Tatsache. — Man werde in Zukunft," meint schließlich „Die schweiz. Rundschau", „den diesbezüglichen sachlichen Ausführungen der Semaine social Aufmerksamkeit schenken und sich hüten müssen, Theorien zu konstruieren, die der soliden Begründung entbehren und den tatsächlichen Verhältnissen nicht genügend Rechnung tragen". L'idée marche! — solche Worte in einer schweizerischen katholischen Zeitschrift zu finden, bedeutet entschieden allerhand).

Die Forderung nach zivilrechtlicher Gleichberechtigung hingegen begegnete — wohl immer noch unter dem Einfluß und der Nachwirkung des Code Napoleon — einigen Einwänden. Immerhin wurden gewisse Rechte für die Frau gefordert, so die Verwaltung ihres eigenen Vermögens — das heute der verheirateten Frau in Frankreich immer noch nicht zusteht, während sie vor und nach der Ehe das Verfügungsrecht über ihr eigenes Geld hat —, ferner ein gewisses Mitspracherecht bei Entscheidungen in häuslichen Angelegenheiten und einen Anteil an der väterlichen Gewalt. Der Mann solle „Chef der Familie" bleiben, jedoch nicht „Chef de sa Femme", seiner ebenbürtigen Genossin.

Und endlich ermahnte Monsignore Beaupin die katholischen Frauen aufs eindringlichste, auch am internationalen Leben tätigen Anteil zu nehmen. Der Vortragende tat ganz besonders dabei des internationalen Frauenbundes Erwähnung als einer der bedeutendsten Frauenorganisationen, die Hand in Hand mit den Behörden in den verschiedenen Ländern daraufhin arbeiten, Kenntnis der Arbeit und Ziele des Völkerbundes in weite Kreise zu tragen und besonders die Jugend damit bekannt zu machen. „Die Zeit ist vorbei," sagte Mr. Beaupin, „wo Frauen sittliche und soziale Probleme einzig und allein vom nationalen Standpunkt aus werten durften. Diese Probleme müssen nun auch gegen den Hintergrund ihrer internationalen Beziehungen gesehen und beurteilt werden und wenn man sie nicht in diesem Zusammenhang würdigen lerne, so setze man sich der Gefahr aus, daß sie in einer Weise gelöst werden, die vielleicht nicht mit seinen eigenen Grundsätzen und religiösen Anschauungen übereinstimmt. „Es muß die Aufgabe Ihrer Organisation sein, dem objektiven Studium dieser Fragen tatkräftige Handlung und wirklich konstruktive Arbeit folgen zu lassen. Hier ist ein weites Arbeitsfeld für Sie sowohl wie für uns."

Es kommt im allgemeinen beim Betrachten einer Sache nicht so sehr auf die Weltanschauung an, von der aus man sie betrachtet, sondern auf die Höhe und Weite dieses Standpunktes. Von dieser Warte aus wird man immer Brücken des Verstehens zu andern Weltauffassungen finden, irgendwo zerschmelzen ja auch diese Unterschiede zu einer höhern Einheit. So wird man auch von außerhalb der katholischen Frauenbewegung mit warmer Freude der Höhe und Weitherzigkeit solcher Ausführungen folgen.

Aus unserer Berufsarbeit:

Ein einheitlicher Haushaltlehrvertrag.

Die schweizerische Zentralstelle für Frauenberufe hat mit Hilfe der Berufsberaterinnen für die erfreulicherweise immer mehr sich einbürgernde Haushaltlehre (die Zentralstelle legt Wert darauf, von einer Haushaltlehre und nicht Hausdienstlehre zu sprechen, um den Beruf damit solchen Leuten angenehmer zu machen, die — natürlich zu Unrecht — in dem Worte Dienst und Dienen etwas Erniedrigendes sehen) einen Muster-Lehrvertrag ausgearbeitet. Damit hofft die Zentralstelle auch in dieses Berufsgebiet, in dem von Ort zu Ort und von Stelle zu Stelle noch so große Unterschiede herrschen, allmählich einige Einheitlichkeit zu bringen. In dem Muster-Lehrvertrag, wie er vorliegt, ist allerdings die Fixierung von gewissen Punkten, wie Dauer der Lehrzeit, Dauer der Probezeit, Arbeitszeit, Löhne, Uebernahme von Kurskosten, Streitigkeiten etc. offen gelassen worden, da wie gesagt die Verschiedenheiten in den einzelnen Kantonen und Gegenden noch zu groß sind, als daß man hier schon festgelegte gedruckte Bestimmungen aufnehmen könnte. Zudem sind auch die Mädchen, die eine Haushaltlehre antreten, zu verschieden nach Alter, Entwicklung, Vorkenntnissen.

Trotzdem wäre es gut, wenn die Berufsberaterinnen und Hausdienstkommissionen, welche solche Lehrstellen vermitteln, nach einer gewissen Einheit trachten würden. Die Zentralstelle gibt daher eine erklärende Zusammenstellung der Punkte, die in dem Vertrage noch offen gelassen sind. Sie betreffen: die Dauer der Lehrzeit, die gewöhnlich ein Jahr beträgt, für junge Mädchen aber, 14—15 jährige, sowie für schwächliche mit Nutzen auf anderthalb bis zwei Jahre verlängert wird; die Probezeit, die 4 Wochen beträgt; die Arbeitszeit, die gewöhnlich im Sommer auf 14, im Winter auf 13½ Stunden angesetzt wird, üblich ist der Beginn der Arbeit im Sommer um 6 Uhr, im Winter um 6½ Uhr; die Löhne, die 15—20 Fr. zu Anfang betragen, um zum Schluß der Lehre auf 25—30 Fr. zu steigen, wobei es scheint, daß 20 Fr. als Anfangslohn sich immer mehr einzubürgern beginnt; die Kosten v. Fortbildungskursen der Hauslehrtochter, die oft die Hausfrau übernimmt; Streitigkeiten, die vor die Hausdienstkommission oder die Berufsberatungsstelle gebracht werden sollen, die eine Vermittlung versuchen.

Dieser Versuch, auch auf diesem Berufsgebiet allmählich eine gewisse Einheitlichkeit zu schaffen, bedarf sicher aller Unterstützung. Kleinere Unterschiede, wie solche beispielsweise in den Löhnen bestehen, die zwischen Stadt und Land bekanntlich ziemlich differenzieren, können dabei ja unbeschadet bestehen bleiben, wenn nur in die Dauer, die Arbeitszeit, die Probezeit u. s. w. eine gewisse Einheitlichkeit kommt.

Der Musterlehrvertrag ist von der schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe in Zürich, Talstraße 18, zu beziehen.

Unsere Aufklärungsarbeit:

Aus Staatsbürgerkursen.

Im Laufe der nächsten Woche, Mittwoch, Donnerstag und Freitag und dann wieder Mittwoch den 1. Februar wird Frau Marie Steiger-Lenggenhager aus Küsnacht in den Staatsbürgerkursen von Thun, Interlaken, Bern und Winterthur sprechen über **„Die moderne Frau und ihre Stellung zu Staat und Familie"**. Wer die sympathische Art kennt, mit der die beliebte Rednerin gerade dieses Thema darzustellen weiß, wer erfahren hat, wie sie mit ihrer milden Art ein Publikum, dem diese Probleme alle noch mehr oder weniger neu sind oder das ihnen noch Vorurteile und Widerstreben entgegenbringt, zu gewinnen weiß, der wird sich nur freuen, daß Frau Steiger Gelegenheit hat, in einem Staatsbürgerkurs um den andern zu sprechen und in diesen jungen empfänglichen Herzen Verständnis für das heutige Wollen der Frau anzuzünden.

Wegweiser.

Basel: Montag den 16. Januar, 20 Uhr im Baslerhof Aeschenvorstadt: Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel und Umgebung:

Generalversammlung.

Anschließend: **Unterhaltungsabend** mit musikalischen und andern Darbietungen. Thee zu 1.20.

Sonntag den 15. Januar, 10 Uhr und 15 Uhr, in der Aula der obern Realschule: Schweizerischer Lehrerinnenverein:

13. Delegiertenversammlung und außerordentliche Generalversammlung

Traktanden: Die Ueblichen.

Um 11 Uhr: **Der Schulkinematograph.** Vorgeführt an einer Lektion v. Frl. Dr. Gisi, Basel.

Interlaken: Samstag den 14. und Sonntag den 15. Januar im Kreuzsaal: Verein für Frauebestrebungen:

Vortrag über Spitteler.

Vorlesen und Rezitation aus seinen Werken. Referentin: Frau Sophie Hämmerli-Marti.

Rezitatorin: Fräulein Marti, stud. phil.

Luzern: Dienstag den 17. Januar, 20 Uhr im Zimmer 37 der Kantonsschule: Verein für Frauenbestrebungen:

Die Frau im Telegraph- und Telephondienst.

Vortrag von Frl. Frida Jenny, Brugg.

Winterthur: Sonntag den 15. Januar, 17.30 Uhr, in Turbenthal im neuen Schulhaus:

Montag den 16. Januar, 20 Uhr in Oberwinterthur im Kindergarten:

Freitag den 20. Januar, 20 Uhr in Wülflingen im Sekundarschulhas: Verein für Mädchen- und Frauenhilfe Winterthur:

Richtlinien zur weiblichen Berufswahl.

Vorträge von Frl. Benz, Berufsberaterin.

Dienstag den 17. Januar, 20 Uhr in Veltheim Schulhaus:

Donnerstag den 19. Januar, 20 Uhr in Winterthur im Kindergarten Deutweg: Verein für Mädchen- und Frauenhilfe Winterthur:

Mütterabende:

„Das Spiel als Erziehungsmittel"

von Frau Birsinger

Chur: Freitag den 13. Januar, 20 Uhr in der Aula d. Quaderschulhauses: Frauenbildungskurse:

Was ist zur Kritik an der Schule zu sagen?

Vortrag von Herrn Seminardirektor Dr. Martin Schmid.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2808.

Kraft und gesunde Nerven schafft

Elchina Elixir oder Tabletten

Schwächliche, Nervöse, Ueberarbeitete und Erschöpfte, vom Lebenskampf Gebeugte, frühzeitig Alternde stärkt und belebt es neu und heilt ihre Beschwerden.

Orig.-Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelpack. 6.25 i. d. Apoth.

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Der neue Kurs

für Vorsteherinnen von alkoholfreien Gemeindestuben und Gemeindehäusern

beginnt anfangs Mai 1928.

Prospekte, die nähere Bestimmungen über diesen Frauenberuf enthalten, können durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Gotthardstrasse 21, Zürich 2, bezogen werden.

Es willkommes z'Vieri.

Zum Vati uf en Arbeitsplatz
Chunt as Röseli, dä häzig Schatz,
Shet Virgo i sym Chörbli treit,
Dä macht em Vater grossi Freud.
Chuum het er es par Schlückli gnoh,
So bättlet ds Meiti o decvo...

VIRGO

Virgo Kaffeesurrogat-Mischung - 500 gr. 1.50 - Sykos 0.50 - Nago Alten.

Echte Fleischbrühe ohne Suppenfleisch?

Gewiss, und zwar aus

OXO Bouillon,

die nichts anderes ist als beste, eingedickte Ochsenfleischbrühe!

Das Fleischsieden fällt weg, Sie können eine ganz vorzügliche, bekömmliche Küche führen und — Sie erzielen Ersparnisse!

Zu benützen als Trinkbouillon — zum Mitkochen in allen Speisen — zum Würzen bei Tisch.

Gratis-Muster vom Liebig-Dépôt, Basel 18.

Für Flecken- reinigung hat sich die Crème „Propre" seit 25 Jahren vorzüglich bewährt, à Fr. 1.50 Magazine z. Globus Aarau oder durch **Propre Versand Altstätten** (St. Gall.)

Nussa auf Brot

NUSSA- UND NUSSELLA-SPEISEFETT

J. KLÄSI · NUXOWERK · KEMPRATEN - RAPPERSWIL

Schweizer Frauen kauft

Blinden Arbeiten

Bürsten- und Korbwaren
Türvorlagen und Sesselgeflechte

Verkaufsstellen

für die Kantone: St. Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Graubünden; *Blindenheim St. Gallen.*

für die Kantone Basel und Zürich: *Blindenheim Basel* und *Blindenheim für Männer Zürich 4*

für die Kantone: Luzern, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg *Blindenheim Horw b. Luzern.*

für die Kantone: Bern, Solothurn, Aargau, Wallis *Vereinigte Blinden-Werkstätten Bern* und *Spiez, Neufeldstr. 31, Bern*

Gewöhne Dich daran,

Deine Küche sparsam zu führen und für Dich mehr freie Zeit zu gewinnen. Mit dem Recofix-Universalapparat ist dies leicht möglich. Er backt, bratet, sterilisiert und dörrt. In keiner Küche darf dieser Apparat mehr fehlen. Verlangen Sie den interessanten Prospekt.

RECOFIX-FABRIK RECO A.-G. BIEL 35

SCHWESTERNHEIM des Schweiz. Krankenpflege-Bundes Davos-Platz

Sonnige, freie Lage am Waldesrand. Alle Südzimmer mit gedecktem Balkon. Einfache, gut bürgerliche Küche. **Pensionspreis** (inkl. 4 Mahlzeiten) Fr. 6.— bis 8.— für Mitglieder des S. K. B.; für Nichtmitglieder Fr. 7.— bis 9.—. Privatpensionärinnen Fr. 8.— bis 12.— je nach Zimmer.

„La Roseraie" ob Coppet (Genfersee) Haushaltungsschule

Direktion: Frau Dr. Rittmeyer. Herrliche Lage. Park. Gründliche Erlernung aller Zweige des Haushaltes. Sprachen. Sport. Familienleben. Referenzen.

Warum nervös?

Auch Sie

müssen etwas für ihre Nerven tun! Fürs Sanatorium haben Sie weder Zeit noch Geld. Um so wertvoller wird ihnen ein Berater sein, der einfache Wege zu gesunden Nerven zeigt.

BEYER-BAND 153

Warum nervös?

Ein Buch für Nervöse und solche, die es nicht werden wollen.

Für Fr. 1.15 überall zu haben, wo nicht, direkt von der WELTMODE A.-G., Zürich, Seidengasse 14

Wenn Sie **Reiseartikel und Lederwaren** benötigen, so kaufen Sie dieselben im Spezialgeschäft

K. v. HOVEN, BERN

Kramgasse 45

woselbst Ihnen auch die **Reparaturen** kunstgerecht und prompt ausgeführt werden.

Kinder jeden Alters finden **gute Verpflegung** „Sunneschy", Heiden.

Ecole nouvelle ménagère JONGNY sur Vevey.

Français. Toutes les branches ménagères.